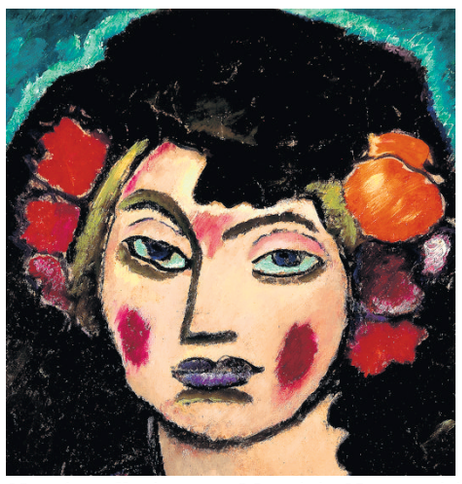
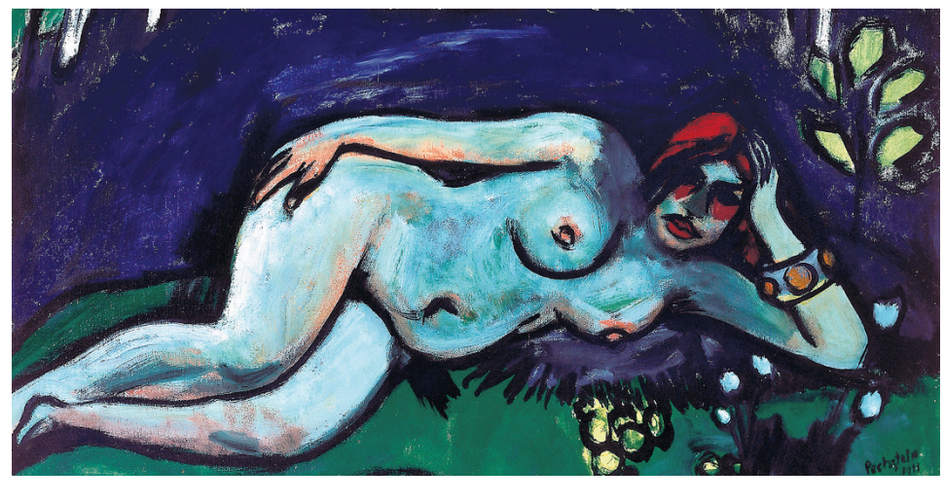
KULTUR

Was Wann Wo 28
Cinemascope 34
Fernsehprogramm 36

Aufwertung der Emotionen

Ausstellung Im neuen Ravensburger Kunstmuseum wird die Eröffnungsschau „Appassionata“ gezeigt. *Von Eva Kirn-Frank*





Neoninstallation von Maurizio Nannucci im Museumsfoyer (oben), Alexej von Jawlensky: „Spanisches Mädchen“ (Ausschnitt), 1912 (links), Max Pechstein: „Früher Morgen“ (Ausschnitt), 1911 Fotos: Wynrich Zlomke, Kunstmuseum Ravensburg, Pechstein Hamburg/Tökendorf

Dank der Sammlung Selinka hat Ravensburg einen Museumsneubau bekommen. Das jüngste Haus in der südwestdeutschen Museumslandschaft wartet mit rühmenswerten Eigenschaften auf. Nicht nur schreibt seine Architektur sprechend und harmonisch die Silhouette der alten Reichsstadt fort (die StZ berichtete). Die neue Institution gibt sich auch konsequent bürgernahe Ziele. Und die Eröffnungsausstellung gibt mit achtzig expressionistischen Werken einen guten Überblick über die Aufwertung der Emotion in der Kunst vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart.

Es gehe darum, sagt die Gründungsdirektorin Nicole Fritz, die Bürger der eigenen Stadt, ob jung oder alt, an die bildende Kunst heranzuführen. Nicht die Kunstbetrachtung allein, sondern das eigene Erproben im Dialog mit der Kunst stehe im Mittelpunkt. Diese pädagogische Vorgabe passt nicht nur zu den Notwendigkeiten der Zeit, sie weiß sich dem Bürgersinn der Stadt verpflichtet, der sich in diesem Konzept wiederfindet. Einen Anschaffungsetat gibt es nicht, aber zahlreiche freie Mitarbeiter und ehrenamtliche „Scouts“. All das entspricht vorzüglich dem Charakter der Sammlung, die Sinnlichkeit, Emotion und Fantasie ins Zentrum stellt.

Wohlsortierter Expressionismus

Man kann sich der Eröffnungsausstellung auf verschiedenen Wegen nähern. Spürte man biografisch dem Sammler nach, dessen Witwe zweihundert Werke der Stadt für dreißig Jahre geliehen hat, begänne man mit der ersten Erwerbung Peter Selinkas. 1952, gerade Werbeleiter der Pharmafirma Thomae geworden, erwarb er die blau gedruckte Radierung „Liegender Mädchenkopf“ Ernst Ludwig Kirchners von 1917, deren Kaufpreis er bei einer Berliner Galerie abstotterte. In scharfen, fahrigen Nadelstrichen äußern sich die Angst und der irre Blick der Kranken. Kirchner suchte damals in Schweizer Sanatorien Heilung von seinem Zusammenbruch im Weltkrieg, und die Verzweiflung der Porträtierten spiegelt seine eigene. Nun hängt das Blatt im ersten Stock, wo Einsamkeit und Außenseitertum im zweiten Jahrzehnt des Expressionismus thematisiert werden.

Mit olivgrünen Zügen, den Kopf in der klassischen Melancholikerpose auf die Hände gestützt, begegnet es hier Erich Heckel in einem Selbstporträt in dreifarbigem Holzschnitt. Die „Kupplerin“ von Otto Dix, eine virtuose Farblithografie in Zinnoberrot, Gelb und Kobaltblau, zeigt zwar ein Herrscherinnenporträt mit einer flammenden Röte von Haar, Lippen und Hautfalten, mit massig-robustem Fleisch und breitknochigem Gesicht, doch es ist eines der Unterwelt, die von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen wird. Man könnte auch gleich dorthin stürmen, wo die erotische Befreiung vom Anfang des 20. Jahrhunderts im Zentrum steht.

Da schlägt einen, überlebensgroß, eine junge Frau in den Bann. Die großen Augen unter lasziv hängenden Lidern, der schwellende, leicht geschürzte Mund, die Wangen mit burgunderroten Flecken, die summarisch vereinfachte, schwarze Kontur von Kinn, Brauen und Nase: das „Spanische Mädchen“ von Alexej Jawlensky, 1912 nicht lange nach seiner Begegnung mit Gauguin und seiner Abkehr vom Neoimpressionismus entstanden, ist die „Mona Lisa“ der Sammlung und kaum weniger rätselhaft und faszinierend als die Renaissanceschönheit.

Man ist aber gut beraten, sich an den chronologischen Verlauf der Eröffnungsausstellung zu halten. Sie führt an die Urszenen des Aufbruchs der Brücke-Künstler, das Bohemeleben an den Moritzburger Seen mit den Aktstudien. Unter den fröhlichen Nacktbadenden fällt vor allem ein Blatt von Max Pechstein von 1911/12 auf, das die Gestalten im flachen Uferwasser in fließenden Rhythmen ins Gegenlicht stellt, umfangen von lockenden Wasserspiegeln und Segelbooten. Herausragend sind in ihrer Diagonalkomposition auch die „Weißen Pferde“, ein Farbholzschnitt von Erich Heckel in pastelligen Tönen. Eine Vorliebe Selinkas galt Otto Mueller, der nicht nur mit seinen spitzgesichtig-gefälligen Paaren, sondern auch mit zwei Versionen des „Zigeunerkinds im Dorf“ vertreten ist. Auch der Blaue Reiter ist vertreten, mit sehenswerten Werken von Kandinsky, Münter und Nolde, deren Farbkraft zur späteren Entwicklung weiterleiten.

Das Tier im eigenen Selbst

Der zweite Stock ist denen gewidmet, die nach 1945 das Anliegen der Expressionisten wieder aufnahmen. Durch das rote Ziegelgewölbe mit seinen gegenläufig sich verjüngenden Tonnen hat schon der Saal eine Wucht und Spannung, die ihn zum idealen Widerpart der heftigen Gemälde der Cobra- und Spur-Künstler macht. Nicht nur Sinnenfreude und Verzweiflung, wie die vorige Generation, sondern ungezügelte Fantasie und eine bis zur Destruktion gehende Animalität brachen sich jetzt in starken Farben Bahn. Die Künstlergruppe Cobra erinnerte an die Gewalten, die zum Krieg geführt hatten, und protestierte gegen die Geschichtsblindheit der damals herrschenden abstrakten Kunst. In grob pastoser Ölfarbe schleudert Asger Jorns 1962 seine „Appassionata“ auf die Leinwand, jene Feier der Leidenschaft, die der Schau den Titel gab. Die mit dem Spachtel hingehauenen Bilder von Karel Appel sind wahre Explosionen grell gegeneinander gesetzter Farben. Will man das Tier im eigenen Selbst ausdrücken, kann das ungenießbar heftig werden. Manchmal kommen auch sehr humorvolle Kompositionen heraus, zumal, wenn Pierre Alechinsky im Tanzrhythmus die menschliche Maskerade feiert (im Bild „Gilles végétal“, 1967).

Künstler der Gegenwart materialisieren ihre Gefühle in Fabelwesen, wie Saskia Niehaus in einer aus Flachsfaser und Wachs zusammengekleisterten Vogelskulptur. Jonathan Meeses Holzschnitt „Mr. Dr. Glibberbabyferkelinchena“ von 2008, sieht aus wie ein vorausgenommener Kommentar zu den Capricen von Dominique Strauss-Kahn. Nach Ausdruck für die eigenen Emotionen zu suchen bleibt jedoch ein wesentlicher Antrieb, und die Farbe ihr erstes Ausdrucksmittel: „Never move far from Color“, mahnt schließlich Maurizio Nannucci in farbiger Neonschrift.

Bis 16. Juni, Di–So 11–18, Do bis 20 Uhr

Fünf Minuten Deutsch

Hier zu viel und dort zu wenig

Entbehrlich Oder dringend vonnöten? Das ist die Frage, wo immer der Mensch Wörter verwendet. *Von Ruprecht Skasa-Weiß*

Dass manche Schreiber ihre Sätze überwürzen, ist eine alte Klage der Stilisten. „Die rosenfingrige Eos hatte kaum fünf geschlagen“, textete der selbst ernannte Kriegsreporter Wippchen, „als ich mich von meiner nackten Erde erhob und an den Pruth eilte, um die russischen Truppen denselben überschreiten zu sehen.“ Wippchen war eine Kopfgeburt des foppfrohen Autors Julius Stettenheim, und seine dreist erfundenen Scharmützel gab er auf dem Postweg an die Redaktion, die daran eine Menge auszusetzen hatte. Doch redaktionelle Einwendungen fruchteten nicht, sie machten den Vorschussschnorrer nur desto dreister: „Wohl selten“, telegrafierte er drohend, „hat sich mein Kopf so wenig zum Photographiertwerden geeignet, als in dem Augenblick, wo ich Ihr sehr geehrtes Schreiben las, welches ich zornig in meiner Hand förmlich zermalmte.“

Bildungsbürgerliche Schwülstelei, dramatisch überstopfte Formulierungen – bei solchen Entgleisungen hat der Leser ja wenigstens was zu lachen. Misslicher wird's, kommt ein Text ohne die rechte Würze daher, dies aber bloß, weil der Urheber wähnt, er könne auf weiteren Wörterpfeffer verzichten. Ebenso misslich: wenn er Sätze ungenießbar macht, indem er, just so wie er hier an Wörtern spart, dort den Vokabelbrei eindickt durch ein Zuviel.

„Rentner kommen Telekom teuer“, titelte die StZ vor Zeiten, und in derselben Ausgabe zitierte sie den CDU-Landeschef Strobl mit dem Diktum, Kretschmann regiere nicht, sondern präsidiere nur, „laufe also nicht in Gefahr, sich durch Sachentscheidungen unbeliebt zu machen“. Das *in* in dem Satz stammte vermutlich nicht vom CDU-Landeschef, sondern war redaktionelle Zutat, ein kleines verbales Pfefferkorn, in diesem Fall: die Prise zu viel.

Kommen teuer nun wieder, geboren aus umgangssprachlicher Salopperie, wirkt dürftig, knapp, maulfaul, und behält man im Blick, dass die Rentner die Telekom teuer zu stehen kommen, so ist *kommen teuer* fürs bessere Schriftdeutsch zu wenig. Zwei StZ-Seiten später schrieb ein Kollege im selben Blatt daher korrekt: „Die Verzögerung kommt die Stadt teuer zu stehen.“

Wie das Pfefferkorn *in* in die Redewendung vom Gefahrlaufen gelangte, lässt sich erklären – schlicht aus dem Analogieschluss, dass, wo jemand *in* Gefahr sei, *in* Gefahr schwebe, sich *in* Gefahr begebe oder andre *in* Gefahr bringe, derselbe wohl auch *in* Gefahr laufe.

Tja, das Mirakel ist nicht, wie das Verhältniswort hineinkam, sondern weshalb die originäre Phrase davon frei ist – der Duden mutmaßt, hier habe französisch *courir le risque* Modell gestanden. Daher Achtung: Wer meint, er müsse nachpfeffern mit der Präpositionenstreubüchse, läuft Gefahr, sein Satzgericht zu verderben.

Geburtstag

Kirsten Dene siebzig

Königin der Komödie

Foto: Burgtheater

Man darf sich nichts vormachen: seine große Zeit hatte das Stuttgarter Theater in den sechziger und siebziger Jahren unter den Direktoren Palitzsch und Peymann. Unzählige Einladungen zum Berliner Theatertreffen künden von dieser Ära – und als Augenzeugen bestätigen das auch jene Menschen, die als „Peymanns Kinder“ in die Geschichte eingegangen sind. Diese Kinder hatten eine Mutter: Kirsten Dene, die von 1972 bis 1979 am Staatstheater engagiert war und sich dort zur Königin der Komödie emporspielte: „Ein Weib“, wie ein Kritiker respektvoll notierte, das so körperbetont wie temperamentvoll auf der Bühne stand und unübersehbar einfach da war. Schon damals konnte die heute ihren siebzigsten Geburtstag feiernde Dene, was sie an anderen Häusern – sie zog mit Peymann nach Bochum und Wien – perfektionierte: Gurren und Glucksen in aller Naivität und dabei den runden Leib derart zum Beben bringen, dass er sich Abgründen näherte. Unter der Maske der Komödiantin: die Tragödin. An der Burg, wo Kirsten Dene seit 1986 engagiert ist, kann man diese tolle Doppelnatur noch heute gelegentlich entdecken. Es lohnt sich. *rm*

Der Magier vervielfältigt sich

Ausgrabung Schon wieder ist ein Album mit bisher unveröffentlichten Songs von Jimi Hendrix erschienen. *Von Jan Ulrich Welke*

Vor ein paar Tagen griff die altehrwürdige britische BBC mal richtig daneben. Nach einem Nachrichtenbeitrag über Oscar Pistorius spielte der Sender ein paar Takte Musik und griff dabei ausgerechnet zu Jimi Hendrix' Lied „Hey Joe“, dessen Text sich, nun ja, um einen Mann dreht, der mit der Knarre in der Hand seine Freundin erschießt. Die BBC musste sich hastig entschuldigen und gelobte brav mehr Sorgsamkeit.

Jimi Hendrix griff bekanntlich – jedenfalls auf dem Brett seiner Gitarre – selten daneben, wenngleich er jenseits der Bühne nicht gerade sorgsam mit sich umging. Der E-Gitarrist ist ein klassischer Vertreter des Fachs „schlampiges Genie“. Ob er deswegen auch den Überblick verloren hat, was er wann und warum aufgenommen hat, darf aber bezweifelt werden. Umso verblüffender, dass die Sony-Tochter Legacy das Album „People, Hell and Angels“ herausbringt, das zwölf bislang unveröffentlichte Stücke des Gitarrengotts bietet.

Denn gab es so etwas nicht schon einmal? Richtig! Vor exakt drei Jahren erschien das recht zweifelhafte Album „Valleys of Neptune“ mit ebenfalls zwölf vermeintlich ebenfalls zuvor unbekannten Hendrix-Songs. Es stellen sich somit die notorischen Fragen: Erscheint dieses Album nur aus erbfledderndem Marketingkalkül? Wäre diese Veröffentlichung im Sinne des Künstlers gewesen, der nicht nur wegen seines frühen Ablebens, sondern durchaus qualitätsbewusst ein sehr schmales Œuvre von nur drei Studioalben hinterlassen hat? Handelt es sich also nur um Fingerübungen, nicht zur Veröffentlichung bestimmtes zielloses Studiogejamme, Wegwerfmaterial gar?

Die Antwort fällt den ersten Höreindrücken nach nicht ganz so zweifelhaft aus wie bei „Valleys of Neptune“. Dies vor allem, weil „People, Hell and Angels“ eine editorische Lücke in der ansonsten bestens ausgeleuchteten Vita des Saitenmagiers schließt. Die jetzt vorliegenden Stücke stammen aus dem Interregnum zwischen dem Ende der Jimi Hendrix Experience und dem (durch Hendrix' Tod bald beendeten) Neustart mit seiner Formation Band of Gypsys; die Band, mit der er diese Studioaufnahmen einspielte, ist jene sechsköpfige Truppe namens Gypsy Sun & Rainbows, mit der er auch seinen Auftritt in Woodstock absolvierte.

Wer der treibende Kopf ist, müsste natürlich nicht auf dem Albumcover stehen. Unverkennbar in Sekundenschnelle, unikal und unerreicht ist Hendrix' Stil auch vierzig Jahre nach seinem Tod noch immer. Das Wah-Wah-Pedal, die orgiastische Intensität fesseln nach wie vor, brillant hörbar etwa in der nun vorliegenden Version von „Somewhere“ mit Stephen Stills am Bass und Buddy Miles an den Drums.

Umgekehrt ist zum Beispiel das Stück „Somewhere“ schon auf drei posthum veröffentlichten Tonträgern veröffentlicht worden, dem Album „Crash Landing“ (von 1975!), der Doppel-CD „Axis outtakes“ und dem Box-Set „The Jimi Hendrix Anthology“. Und wenn man sich jetzt noch ins Gedächtnis ruft, dass der nun abermals publizierte Song „Hear my Train A comin'“ vom Plattenlabel frecherweise bereits vor drei Jahren auf „Valleys of Neptune“ als bisher unbekannte Novität verkauft wurde – dann könnte man dem Label fast schon Beutelschneiderei vorwerfen.

Aber als hartleibiger Fan des weltbesten E-Gitarristen aller Zeiten wird man bei diesem Album trotzdem zugreifen müssen.

Jimi Hendrix People, Hell and Angels. Legacy/Sony

Buchpreisbindung

Neumann bleibt hart

Kulturstaatsminister Bernd Neumann hat sich nachdrücklich für einen Erhalt der Buchpreisbindung ausgesprochen. Sie sei eine der wichtigsten Voraussetzungen, damit es bei der Vielfalt des Bücherangebots zu erschwinglichen Preisen bleibe, sagte der CDU-Politiker am Freitag bei einem Besuch der Leipziger Buchmesse. „Eine Umgehung der Buchpreisbindung zum Beispiel durch Amazon mit seinem Firmensitz in Luxemburg muss verhindert werden“, so Neumann. Er werde sich für eine Ergänzung des entsprechenden Gesetzes verwenden, um für den grenzüberschreitenden Handel mit E-Books die gleiche Regelung durchzusetzen wie für gedruckte Bücher. *dpa*

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stz.zgs.de